

Lese-Proben

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **13 (1933-1934)**

Heft 9

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Da wäre übrigens eine Wiedergabe berühmter Schilderungen der Schönheit der Stadt und des Sees wirkungsvoller gewesen und hätte z. B. ein Brief von Görres, in dem er auf mehreren Seiten das wunderbare Farbenspiel des Einachtens in Zürich beschreibt, einen ruhmvollen Platz eingenommen. Er scheint bisher ganz unbeachtet geblieben zu sein und legt doch von der unvergleichlichen Sprachgewalt des großen Mannes glänzend Zeugnis ab. In Zürich als Fremdenstadt fehlt vor allem ein Eingehen auf die reizvolle Frage, wie stark Zürich in den letzten Jahrzehnten von auswärts besiedelt, wie dieser Zustrom aufgenommen worden und ob und in welcher Weise nun eben ein neues Zürcher Volk dadurch entstanden ist. Auch dem Verfasser dieser Arbeit können wir in seinen geistreichen Wendungen nicht gerne folgen und haben uns z. B. vergebens gefragt, was „savonarolistisch“ (schon diese Wortbildung) an einem Ausspruch darüber sein soll, daß die Fremden zur Schweiz kommen sollen und nicht die Schweiz zu ihnen. Über-

haupt wird nun Zürichs Haltung als Fremdenstadt dermaßen herausgestrichen, als ob man hier ein ganz besonders edles und von den andern Schweizerstädten abstechendes Gebahren erkennen müsse, daß man ganz vergnügt ob dieser so echten Unbefangenheit in der eigenen Lobpreisung wird. Über Basels große Kulturzeit im neunzehnten Jahrhundert verbreitet sich, wie nicht anders zu erwarten war, E. A. Bernoulli, nicht ohne einige willkürliche Auslassungen (Wilhelm Wackernagel und Andreas Heusler) und Pressungen, so wenn Nietzsche das Pathos der Distanz in Basel aufgegangen sein soll, aber als Ganzes anregend, und da dem Verfasser die Seitenzahl offenbar vorgeschrieben war, in wohlthuender Knappheit. — Mit diesen auch von Willkür nicht freien Bemerkungen und Beanstandungen, denn es ließe sich an den anderen Aufsätzen ebensogut etwas besonderes hervorheben, möge der Leser auf diese für die schweizerische Kulturgeschichte wertvollen Veröffentlichungen aufmerksam gemacht sein.

G e r h a r d B o e r l i n .

Lese-Proben

Aus Alexander von Rußland: Kronzeuge des Jahrhunderts.

„Eines Morgens — man schrieb den Januar 1919 und ich lebte noch immer im Hotel Rix in Paris, wo ich auf den lange zögernden Umschwung des Geschicks wartete, — empfing mich bei meinem Erscheinen im Restaurant ein Salvenfeuer halb neugieriger, halb aufgeregter Blicke. An allen Tischen verstummte das Gespräch, und alle Köpfe wandten sich nach mir. Ich besah mich forschend im Spiegel, in der Erwartung, ein Loch im Armel oder mindestens einen abgerissenen Knopf zu entdecken. Nichts Geringeres als ein Etikettfehler dieser Art konnte eine solche Aufregung verursachen, denn um jene Zeit hatte ich längst aufgehört, etwas Neues im Rix zu sein.

Nachdem ich meine Befürchtungen beschwichtigt hatte, setzte ich mich, bestellte das Frühstück und begann, meine Post zu lesen. Vielleicht, so dachte ich, ist ein Brief mit überraschenden Neuigkeiten gekommen, die in Paris schon allgemein bekannt sind. Wiederum irrte ich. Ich fand ein paar Rechnungen, ein paar Bitten um Autogramme und eine Einladung von meiner alten Freundin, der Herzogin von Broglie, zu einem Diner für diesen Abend. Weiter nichts. Nicht einmal den Drohbrief eines überspannten Kommunisten. Als ich sah, daß die Leute noch immer zu mir herstarrten, zuckte ich die Achseln und versteckte mein Gesicht hinter der Morgenzeitung.

Ein arg verwischtes Gruppenbild auf der ersten Seite zog sofort meine Aufmerksamkeit auf sich. Ich konnte die Personen nicht erkennen, doch trugen alle die Uniform der kaiserlich russischen Garde. Ich suchte den begleitenden Text und bemerkte erst jetzt die über die ganze Breite des Blattes laufende fettgedruckte Überschrift:

Vier russische Großfürsten erschossen

Die Großfürsten Nikolaus, Georg, Paul und Dimitri, zwei Brüder und zwei Vettern des hier weilenden Großfürsten Alexander, wurden gestern von den Sowjets hingerichtet

Das war alles. Die Meldung selbst enthielt nur wenige Zeilen und gab keine weiteren Einzelheiten, ausgenommen, daß „die Begräbnisstätte der vier Großfürsten von der Sowjetregierung nicht bekanntgegeben wurde“.

Ich weiß noch, wie ich die Zeitung faltete und in die Tasche zu stecken versuchte, was bei dem unbequemen Format der französischen Tagesblätter ziemlich schwierig war. Nicht, daß ich betäubt gewesen wäre; ich wußte ja, es mußte früher oder später so kommen. Ich hatte es Wochen und Monate erwartet, aber jetzt, wo es wirklich geschehen war, versagte plötzlich mein Verstand, und ich konnte die Ursachen nicht enträtseln, die Schuld tragen an der Vernichtung dieser vier Menschen, die sich immer vom Wirbel der politischen Ereignisse in Rußland ferngehalten hatten und keine wie immer geartete Gefahr für den siegreichen Fortgang der Revolution bilden konnten.

Einen Augenblick dachte ich an die vier und an das Leben, das sie geführt hatten. Nikolaus — ein Träumer, Dichter und Geschichtsforscher von durch und durch republikanischer Richtung, ein enttäuschter Junggeselle, der das Andenken seiner einzigen Liebe, der Königin eines nordischen Staates, im Herzen trug. Georg — ein bescheidener, ziemlich wortfarger Junge, der mit seiner Malerei und mit seinen Kindern ungestört bleiben wollte. Dimitri — ein Riese mit Falkenaugen, ein Pferdenarr, ein eingefleischter Weiberfeind, Bibelleser und Prophet des Weltuntergangs. Paul — ein hübscher, gutherziger Mensch, restlos glücklich in seiner morganatischen Ehe, der sich keinen Pfifferling um Monarchie und Macht scherte. Die völlige Zwecklosigkeit dieser Morde muß auch dem unbarmherzigsten Kommunisten klar gewesen sein.

Ich fragte mich, was ich jetzt tun sollte und ob es Wege gäbe, einige weitere Einzelheiten zu erfahren. Ich wandte mich um und erblickte den Maître d'Hôtel. Das Tablett in der Hand, stand er hinter mir und beobachtete wahrscheinlich, wie ich die Schreckensnachricht aufnahm. Unsere Blicke begegneten einander. Ich dachte daran, daß er immer ein besonderer Günstling meiner beiden Brüder gewesen war.

„Monseigneur werden es zweifellos vorziehen, das Frühstück auf dem Zimmer serviert zu bekommen“, schlug er mit gedämpfter Stimme vor, und das brachte mich wieder zur Besinnung. Ich fühlte die gespannte Erwartung der Zuschauer und begriff, daß sie auf die große theatralische Geste warteten.

„Es ist sehr freundlich von Ihnen, Olivier“, sagte ich, vielleicht eine Nuance zu trocken, „aber ich sitze hier ganz gut“.

So blieb ich an meinem Tisch und aß langsam mein Frühstück, während sich alle Augen auf mich richteten, als fragten sie, wie es einem Menschen möglich sei, Butter auf sein Röstbrot und Zucker in seinen Kaffee zu tun, wenn vierundzwanzig Stunden vorher vier seiner Anverwandten erschossen wurden.

Abends folgte ich der Einladung der Herzogin von Broglie zum Diner und setzte mich so einem viel heftigeren Ansturm verletzter Konventionen aus.

„Sie hier?“ flüsterten Menschen, die gewohnt waren, die Tiefe des Schmerzes an der Säure der Miene und der Breite des Armflors zu messen.

„Warum nicht?“ war meine ganze Antwort.

Es wäre vergebens gewesen, ihnen zu erklären, daß kein Exekutionskommando der Welt den Funken unsterblicher Kraft und ewigen menschlichen Strebens auszulöschen vermochte, den ich als Großfürsten Nikolaus Michailowitsch von Rußland kannte. Es gibt kaum je eine Verständigungsmöglichkeit zwischen Glauben und Vorurteil. Ich bewahrte meine Überzeugung unverletzt. Sie ergriffen die Gelegenheit, zu behaupten, ich hätte „Champagner getrunken und getanzt“, während meine gemordeten Brüder auf dem Töpferacker verscharrt wurden. Ich fand sie erbärmlich. Sie nannten mich unmenschlich.“